

Zeltung und Organisation unbedeutend und so hart wie möglich wieder zu übergeben, wenn sie aus dem Felde zurückkehren und von neuem im Kampf für Recht und Freiheit kämpfen müssen. Damit wir in Zukunft leben können, prüfen sie sich. Wer nicht jeden Mittel und jede Zeit daraufhin prüft, ob er vor unheimlichen Genossen im Felde bestehen kann, hat seine Pflicht während des Krieges noch nicht erfüllt.

Aus diesem Grund folgt unmittelbar unsere Anerkennung des Burgfriedens. Jeder innere Streit im Lande ist eine Kollision der Kräfte. Wir stehen unbedingt zu dem Satz, den Scheidemann nach Amerika schrieb: „In der letzten Friedenszeit ist das ganze deutsche Volk einig.“ Die Parteipresse hat nicht das Recht, von dieser Gesamtpolitik der Partei abzuweichen.

So einleitend die Sätze auf den ersten Blick scheinen, so wenig hatten sie vor näherer Prüfung stand. Was heißt das: „In der letzten Kriegszeit ist das ganze deutsche Volk einig?“ Wenn es bezeugen soll, daß das ganze deutsche Volk darin einig sei, Gut und Blut für die Verteidigung des Landes und die Erzielung eines Friedens einzusetzen, der Deutschlands Unabhängigkeit und die freie Entfaltung seiner weltwirtschaftlichen Beziehungen sichern solle und daß, solange Deutschlands Unabhängigkeit und Sicherheit bedroht sind, keine Parteien von allen solchen Kämpfen absehen, die im Ausland den Eindruck erwecken können, es leide Deutschlands Wehrkraft darunter, so spricht es nur aus, was ist, und was noch niemand bestritten hat. Aber diese Einigkeit, deren Notwendigkeit allgemein zugestanden ist, fällt durchaus nicht zusammen mit dem Verzicht darauf, die Vorgänge unter unsrer besonderen Weltanschauung zu betrachten und zu beleuchten. Wir haben mit derselben Schärfe, mit der wir zur Erkenntnis bringen, worin wir in dieser Zeit des Weltkrieges mit unsern heimischen Gegnern Schulter an Schulter stehen, zum Ausdruck kommen zu lassen, worin wir uns von ihnen unterscheiden und trennen. Jedes Abweichen davon heißt nicht nur Preisgeben unseres Selbst an ein charakterloses Mitschweifen, es heißt nicht nur Aufgeben einer der bedeutungsvollsten Pflichten der Sozialdemokratie gerade in dem Moment, wo wir uns als ihre Erfüller zu bewähren haben, es heißt auch unsern Vorden einen außerordentlich zweifelhaften Dienst leisten, kann in kritischen Augenblicken ihm sogar zum höchsten Schaden gereichen.

Wer das letztere nicht ohne weiteres einseht, der mag sich einmal das Folgende überlegen:

Die Politik des Landes ist eine Resultierende aus vielen Kräften. Selbst die an seiner Spitze Stehenden sind nicht frei, noch eigener Meinung zu handeln. Sie müssen bei wichtigen Entscheidungen auf die gegebenen Kräfte und Strömungen im Lande Rücksicht nehmen, wobei natürlich nur die starken Elemente in Betracht kommen. Fällt ein Element aus oder erlischt seine Kraft, so gewinnen damit andre Elemente im entsprechenden Grade an Bedeutung und Einfluß. Nun haben wir es wiederholt schon erlebt, daß gerade in Fragen weltpolitischer Natur — man denke nur an das Schicksal verschiedener Handelsverträge — die an der Spitze des Reiches Stehenden, die ja in diesen Dingen naturgemäß den weiteren Blick haben, von Elementen in ihrer Nähe verlassen oder selbst bekämpft wurden und in der Partei der Arbeiterklasse eine Stütze fanden. Ohne eine starke und in der Weltpolitik vom Gedanken der möglichsten Annäherung der Völker geleitete Sozialdemokratie wären sie Elementen ausgeliefert gewesen, deren Politik vom Kastengeist und engen Sonderinteressen bestimmt wird.

Ähnliche und obendrein bedeutungsvollere Folgen einer Verschiebung im Verhältnis der Kräfte sind unter den gegenwärtigen Verhältnissen mit Bezug auf das außerparlamentarische Leben der Nation möglich.

Wer gewinnt von der Verwischung der Parteigrundzüge? Stets diejenigen Elemente, die auf die an der Oberfläche liegenden Gefühlserregungen spekulieren: auf die Vorurteile der Gedankenlosen, auf die Leichtgläubigkeit der politisch Unwissenden und Ununterrichteten. Das mag zeitweilig den Zwecken der Großen dienen, es kann aber unter Umständen selbst für sie zu einer Gefahr werden.

Es ist auf das entschiedenste zurückzuweisen, daß dieser sogenannte Burgfrieden Verwischung der Parteigrundzüge bedeuten darf. So schwach steht es nicht um Deutschland, daß es nicht auch im Krieg geistiges Leben im Innern verträge. Wir müssen für uns das Recht verlangen, auf unsrer Weise und gemäß unsern Grundgedanken Patrioten sein zu dürfen.

II.

Die Chemnitzer Volksstimme führt den Ausspruch Scheidemanns an: „In der letzten Kriegszeit ist das ganze deutsche Volk einig“, und setzt hinzu: „Die Parteipresse hat nicht das Recht, von dieser Gesamtpolitik der Partei abzuweichen.“ Ich weiß nicht, in welchem Sinne Genosse Scheidemann jenen Satz gebraucht hat. Die Deutung aber, die die Volksstimme ihm gibt, kann unmöglich als zulässig anerkannt werden. Die Partei hat noch keine Gelegenheit gehabt, sich in ihrer Gesamtheit über den Krieg, seine Ursachen, Führung und Zweck zu äußern. Stellung zu ihm angenommen hat nur die Reichstagsfraktion der Partei. Die Fraktion aber hat der Genehmigung der Kriegskredite eine Begründung beigegeben, worin sie, eben wie ich es oben ausdrückte, in gleicher Weise betont hat, was uns mit den bürgerlichen Parteien in diesem Krieg eint und was uns von ihnen unterscheidet. Wem daran liegt, Klarheit in den Köpfen zu erhalten, der sollte das eine nie ohne das andre betonen. Und wo ihm das unmöglich gemacht wird, da sollte er es wenigstens durch eine von der Sprache der andern Parteien unterschiedene Ausdrucksweise kenntlich machen.

Die Chemnitzer Volksstimme stellt der Militärzensur ein merkwürdiges Zeugnis aus. Diese sei, erklärt sie, „in Deutschland im ganzen genommen verständiger und vernünftiger als in Frankreich oder England“. Welche dem, der das nicht gelten läßt. Die Volksstimme schreibt:

Das Geschick über die Zensur, hinter dem sich vielfach der Mangel an fester Stellungnahme zum Kriegsproblem verbirgt, hilft unter Deutschlands Feinden die Lüge verbreiten, als sei Deutschland ein zweites Mexiko. Bei ernsthaftem Glauben, unter der jetzigen Militärzensur nicht noch seiner Zustimmung schreiben zu können, der lege die Feder aus der Hand und schweige.

Ein guter Rat, fürwahr, ein ganz vortrefflicher Rat.

Guizot, der Erzfeind der französischen Demokratie, leitete sich einmal das Vergnügen, seinen Kollegen in der Zensurkammer zuzurufen: „Meine Herren, fühlen Sie sich unterdrückt?“ Und die Gewährten eines Zensurwahnspruches, unter dem Frankreich bei über 30 Millionen Einwohnern noch keine 100 000 Wähler hatte, antworteten freudig: „Nein!“ Es hat überhaupt noch kein Regierungssystem gegeben, unter dem sich nicht auch Leute kannibalisch wohl fühlten. In der Zeit des Sozialistengesetzes erklärte Bismarcks jüngster Sprößling, die damals in Berlin verhängte Hundesperre sei viel lästiger als das Gesetz, das einer ganzen Partei ihre Presse nahm. „Was?“ hören wir die Redaktion der Chemnitzer Volksstimme

einmenden, „Ihre Presse nahm? Das lag ja bloß an den damaligen Tölpeln von Redakteuren, aber nicht am Gesetz und seiner Handhabung.“ In der Tat konnten der Reichstagsvorteil und die Staatsbürgerzeitung in jenen gesegneten Tagen ungehindert in Berlin erscheinen.

Es wird mir schwer, die Feder gegen ein Blatt zu führen, das mir oft Gattfreundschaft gewährt hat. Aber die Chemnitzer Volksstimme ist mit ihrer „festen Stellung zum Kriegsproblem“ in ein so verhängnisvolles Rutschen vom Standpunkt elementarster Demokratie geraten, daß es mir unbedingt geboten erscheint, ihr zu zeigen, wohin der Weg führt, den sie so vergnügt hinabgeleitet.

Niemand wird in Kriegszeiten der Militärbehörde das Recht einer gewissen Zensurierung der Presse streitig machen. Aber diese Zensur muß sich auf das rein Militärische beschränken, und sollte auch darin nicht zu streng sein. Ein Volk, das so willig die ungeheuren Opfer des Krieges trägt, wie das deutsche Volk, hat Anspruch darauf, daß man ihm auch das Recht einer Meinungsäußerung über die Kriegsführung selbst einräumt. Dazwischen geht kein Staat zugrunde. Es ist den an verantwortlicher Stelle Befindlichen gar nicht damit gedient, wenn die Presse zu allem schweigt, was geschieht, oder stets womöglich noch Trümpfe drauffest. Indes mag diese Frage auf sich beruhen bleiben. Was aber unbedingt verlangt werden muß, ist das Recht der Presse, sich über alle politischen Fragen, ob sie sich auf den Krieg selbst beziehen oder nicht, in voller Klarheit äußern zu können. Wird ihr das Recht vorenthalten oder beschränkt, dann wird der Presse der Sozialdemokratie die Beobachtung einer weiteren Aufgabe unmöglich gemacht, deren gehörige Erfüllung für sie von größter Wichtigkeit ist und auch wiederum für die gute Führung der Geschäfte des Reichs selbst von Wert sein kann.

Jedes Land mit gesundem politischem Leben braucht eine Partei, die im speziellen als sein Gewissen sich betätigt. Man wird ohne weiteres einsehen, daß diese Aufgabe ausreichend nur von einer Oppositionspartei erfüllt werden kann, und in heutiger Zeit ist bei uns vor allem die Sozialdemokratie dazu berufen. Bisher ist unsre Partei dem auch getreu nachgekommen und hat auf diese Weise das Vertrauen der Demokraten der ganzen Welt in einem Maße gemonnen, das einen wirklich mit Genugtuung erfüllen konnte. Alles, was in andern Ländern ehrlich für Freiheit und Frieden zwischen den Völkern wirkte, bildete mit Zuversicht und Hoffnung auf die deutsche Sozialdemokratie als einer der sichersten Bürgen für diese höchsten Güter der Kulturmenschen. Man darf es ruhig sagen, daß keine Partei in Deutschland so wirkungsvoll dazu beigetragen hat, den deutschen Namen in der Welt geschätzt und beliebt zu machen, als gerade die deutsche Sozialdemokratie. Es war wahrhaft ergreifend, zu lesen, wie vertrauensvoll in den kritischen Tagen des Juli und August dieses Jahres, als überall in Europa das drohende Kriegsgespinnst die Gemüter in Aufregung versetzte, die sozialistische und demokratische Presse aller Länder ihrer Hoffnung auf unsre Partei als Wahrerin des Friedens Ausdruck gab. So schrieb in ihrer Nummer vom 1. August die ausgezeichnete demokratische Londoner Wochenschrift Nation:

Der Friede Europas liegt in des deutschen Kaisers Hand, und nicht diesem hat er am meisten zu hoffen von des Kaisers sozialistischen Landeskündern, die ihr Keuchherz ausbieten, das Verbrechen eines allgemeinen Krieges anpopulär und unmöglich zu machen.

Ein solches Vertrauen aber erwirbt man nicht durch schöne Reden und Resolutionen in ruhigen Zeiten, sondern durch unerschrockenes Handeln in Zeiten großer Erschütterung. Man erwirbt es nicht dadurch, daß man hinter dem Haufen der Hurrafschreier einherläuft und die Wut der eigenen Nation gegen andre Nationen noch anstacheln hilft, sondern dadurch, daß man, sofern man den Krieg nicht hindern kann, wenigstens sein möglichstes dafür tut, daß er nicht mit Haß und Erbitterung von Volk gegen Volk geführt werde. Das braucht nicht, wie die Chemnitzer durchblicken läßt, in einer Weise zu geschehen, die auf unsre eigenen Soldaten entmutigend wirken und ihr Vertrauen in sich selbst abschwächen muß. Unsre Soldaten sollen nur wissen, daß drüben Leute kämpfen, die genau so wie sie selbst davon überzeugt sind, für eine gerechte Sache zu kämpfen, die genau so wie sie selbst von dem Gedanken durchdrungen sind, daß Pflicht gegenüber dem eigenen Vaterland sie ins Feld gerufen hat.

Denn so ist es doch tatsächlich hüben und drüben beschaffen. Nicht Haß von Volk gegen Volk hat diesen grausamsten und zugleich verworrensten aller Kriege verursacht, nirgends ist eine Agitation der Volksmasse gegen andre Völker vorausgegangen, überall war das genaue Gegenteil der Fall. Er ist über die Völker Europas gekommen, sie wissen selber nicht, wie. Dann aber haben sich Leute ans Werk gemacht, Wut und Haß zu säen, die einen nur darauf bedacht, die andern in diesem verruchten Geschäft noch zu überbieten. Eine schändliche Methode ist eingerissen: Verurteilungen und Handlungen einzelner zu verallgemeinern, ganzen Nationen nachzusagen, was einzelne hüben oder drüben gesagt oder getan haben, und mit Bedauern muß ich feststellen, daß die Chemnitzer Volksstimme dieser Methode nicht selten ebenfalls frönt. Wenn sie aber glaubt, damit unsern Völkern einen großen Dienst zu leisten, so irrt sie sich. Am Gang der Dinge auf dem Schlachtfeld bessert sie damit nichts, in politischer Hinsicht aber besorgt sie nur die Geschäfte der Gegner Deutschlands.

Ein der ersten Aufgaben der sozialdemokratischen Presse ist es im Gegenteil, diesem verwerflichen Treiben, das oft in ein bewußtes Falschspiel ausartet, mit aller Schärfe entgegenzutreten. Wir haben die Winkelzüge aufzudecken, mit Hilfe deren die Völker untereinander und über die Absichten, die sie mit Bezug aufeinander haben, getäuscht werden. Ich muß es mir vorbehalten, bei anderer Gelegenheit auf diesen Punkt näher einzugehen, und dann auch der Volksstimme nachzuweisen, wie sehr sie über die Natur dieses Krieges und seine möglichen Ergebnisse auf dem Holzwege ist. Wenn sie sich aber für berechtigt hält, jeden Einspruch gegen Maßnahmen unsrer Militärzensur als Hilfe für Deutschlands Feinde zu distreduieren, so wird sie mir erlauben müssen, ihr zu antworten, daß sie damit in die Sprache und Argumentation der weiland Bismarckschen Reptile verfällt. Ich kenne die Weise, ich kenne den Text. Es gab eine recht lange Zeit, wo wir Sozialdemokraten in Deutschland wegen unserer Meinung, in die Schlagworte des Tages einzustimmen, als Reichsfeinde beschimpft wurden. Wir haben das ruhig in dem Bewußtsein getragen, bessere Hüter des guten Namens Deutschlands zu sein als diejenigen, die uns den Namen anhängen. Kein solcher Vorwurf, keine solche Verdächtigung darf die sozialdemokratische Presse, darin wankend machen, daß sie auch während des Krieges Friedensarbeit zu verrichten hat. Ihr fällt es zu, denen entgegenzuwirken, die bewußt

oder unbewußt darauf hinarbeiten, diesen Krieg über seine natürliche Dauer hinaus dadurch zu verlängern, daß sie Stimmung für unmögliche Friedensbedingungen machen. Ihr fällt es zu, im Volke die Erkenntnis wachzuhalten, daß nur ein solcher Friedensschluß einen dauernden und wirklichen Frieden bedingen kann, der nicht durch Bergewaltigungen die Saat neuen Hasses, andauernder Verbitterung sät. Ihr fällt es aber auch zu, den Völkern draußen zu zeigen, daß die deutsche Sozialdemokratie sich nicht untreu geworden ist, daß sie keine Machtanbetung treibt, daß sie die demokratischen Rechtsgedanken, für die sie vordem so oft und so rücksichtslos gestritten hat, auch heute noch hochhält und in alle Zukunft uneingeschränkt mit ihrer ganzen Kraft verteidigen wird. Nur so können wir hoffen, das Vertrauen der Völker für unser eigenes Volk zurückzugewinnen, und dieser Gewinn wird unsre Lorbeeren bedeuten. (E. D. B e r n s t e i n.)

Die Schlachten im Westen.

Die Schlachten an der Aisne.

Der Berichtshalter der Londoner Daily News schreibt in der Nummer vom 25. Oktober über die Kämpfe am Aisneal und die königliche Volkszeitung über den Brief: „Der Kampf wagt hin und her an der Aisne mit einer Vergeblichkeit von Menschenseelen, die nur schrecklich genannt werden kann. Werkzeuge des Todes in der Luft, auf dem Lande, auf dem Meere wüthen dieses abgelegene Land nach allen Seiten und Richtungen mit allerlei Arten verheerenden Feuers ab, und mitten darin laufen, kriechen, graben und eilen die kleinen menschlichen Kriegswerkzeuge. Bald werden sie hierhin, bald dorthin geschickt: sie schlafen, wo sie eben können, sie waschen sich nie und werden ungeschoren. Ich verließ eine Stadt, die zweimal von den Franzosen, zweimal von den Deutschen und einmal von den Belgiern erobert worden war. Es war nicht möglich, zu sagen, wer eine Stunde nachher in der Stadt war, und man ließ Gefahr, auf befreundete Truppen zu schießen. Am Donnerstag wurden die Deutschen über die Aisne zurückgetrieben. Freitag sahen sie aus neue Stellen Fuß auf unserm Ufer. Bald ist die Brücke durch die eine Partei zerstört und wiederhergestellt, bald ist sie wieder durch die andre Partei zerstört und wie eine gefährliche Falle für den Feind zurückgelassen worden, wenn dieser über die Brücke gehen würde. Der Feind rückt täglich in Panzern vor. Es ist eine anwiderliche, unbeschreibliche Reihe von mutigen Taten, die geleistet werden als Teilchen der großen Schlachten und die nie eint werden. Sie würden ein ganzes Buch füllen, weil alle Truppen tagtäglich in Gefahr schweben, bedroht von Granaten, Kreuzern und Torpedos, beim Bringen von Unterstützungen, die die bedrohten Linien brauchen.

Wenn man sich dem Flusse nähert, wird man fast betäubt durch den anhaltenden Donner der Geschütze. Aber auch vor und über uns ist das fortwährende Geknatter und Schreien und Weisen der feindlichen Geschütze. Von den Kanonen kommt Kreuzfeuer von unsern Schützen, die diagonal über das Land schießen. Oben hört man dann und wann das Röhren der Flugzeuge, aber man merkt es kaum durch die Allgegenwart der Gefahr. Die Flugzeuge werden der Artillerie zur Bekämpfung überlassen. Die Flieger, die inmitten von einem Hagel von Eisen und des grünen Nebels der Wälder der stündlichen Granaten Beobachtungen zu machen suchen, hatten sich daran schon gewöhnt, auf die Schiffe der deutschen Flieger wie auf ein unerschrockenes Jagdgebiet hinzublicken.

Die Infanterie kriecht weiter wie Hunde, die wütend geworden sind durch den Dunst, den sie in die Nase bekommen haben. Bilge voll Verwundeten warten auf Nebengleisen. Weiter zurück fahren lange Ambulanzzüge. Die Ängstlichen der Feinde langen an, auf unser gepanzertes Auto zu raffen. Wir fahren in fliegender Eile. Dann und wann rattert ein Maschinengewehr, wenn das Auto durch eine Mäule lauft. Solche Autos sind die Sturmwagen des Krieges.

Unter Führung tollkühner Führer hat es Autos gegeben, die ganz allein auf ganze Bataillone eingelaufen sind. Mehr als einmal haben die Autos verhindert, daß die Deutschen an der Front unsre Truppen abschnitten. Der in den Schützengraben verborgene Feind hat gelernt, sich nicht um Granaten zu kümmern; das Maschinengewehr ist in diesem Kriege der Herrscher. Wir sind jetzt am Flusse, in der Nähe eines hohen Terrains. Man sieht ein oder zwei Geschütze und einige Jagdflugzeuge. Der Uebergang des Flachlandes nach dem Flusse ist hügelig. Das Terrain ist durchpflügt von Laufgräben. Man kann anfangs unmöglich wissen, wer in den Laufgräben ist oder wer die Geschütze besetzt hält.

So erkenntlich wechselt das Kriegsglück an beiden Ufern der Aisne.

Die Deutschen waren über den Fluß gekommen. Sie gewinnen Terrain und ihre Versuche, die Stellungen der Verbündeten unter Feuer zu nehmen, werden von Glück gekrönt. Sie kriechen fortwährend näher. Der Kern des Kampfes und der Donner der Geschütze und das Peitschen und Weisen und Klaffen der Granaten und Schwebere sind entsetzlich. Es ist jetzt keine Zeit, nachzusehen, ob die Leute, die fallen, von uns oder von dem Feinde getroffen worden sind. Wohlgeraten haben wir die Deutschen besetzt. Dann folgt der Bajonettangriff. Die Deutschen sind schon über die Brücke, Teufelsarbeit des Maschinengewehrs.

Ist die Brücke zerstört? Durch uns? Durch sie? Mit Dynamit? Wer kann es sagen? Eine Rauchwolke steigt zum blauen Himmel empor. Einen Augenblick ist es still. Aber da sind schon wieder die Deutschen! Nur der schmale Fluß trennt sie von uns. Reigt sich an beiden Seiten nur einer aus den Gräben, dann fällt er. Aber fällt, wird sofort weggeworfen und abseits gelegt, wo zahlreich Verwundete und Tote liegen. Es ist fast unverständlich, daß sofort wieder andre kommen, um die offenen Plätze einzunehmen. Es ist fast unbeschreiblich, daß bei diesem nervenzerrüttenden Vorn und bei dieser Allgegenwart der mordenden Gefahr Männer gefunden werden, die sich in die Bresche stellen. Aber immer, immer wieder kommen neue Männer.

Der französische Schlachtbericht.

Der Deutschen Tageszeitung wird aus Paris gemeldet: Der abendliche offizielle Bericht gab Paris Anlaß zu großem Optimismus, weil er das Eingeständnis mehrerer Niederlagen enthielt. Die Deutschen hätten auf der ganzen Front die heftigste Offensive ergriffen. Sie eroberten Hamstapel, Hollbeke und Zandwerde. Die Franzosen mußten ferner im Aisnegebiet bis Bailly zurückweichen. Das belgische Communiqué gibt ebenfalls das siegreiche Vordringen der Deutschen zu.

Verstärkung der französischen Garnisonen an der französisch-italienischen Grenze.

Genf, 31. Oktober. Kurier meldet: Die französischen Garnisonen an der italienischen Grenze sind in den letzten drei Wochen wieder neu besetzt worden, nachdem fast sämtliche Truppenstandpunkte gegen Italien Ende September zur Verstärkung der französischen Front an der Marne geräumt worden waren.

Nach Paris zurück.

Mailand, 2. November. Corriere della Sera berichtet aus Paris, daß die französische Regierung am 30. November dorthin zurückkehren will. Die Kammer soll etwa am 12. November zusammentreten. Die Finanzkommission wird einen Monat vorher ihre Arbeiten aufnehmen.

Die Lage des belgischen Heeres.

Der belgische Kriegsminister schildert einem Berichtshalter der Tribuna die Lage des belgischen Heeres als frohlos. Es seien noch 105—110 000 Mann geblieben, die aber erschöpft und